

# Der Schwabe aus dem Iran

**Porträt** Als Bub schuftet er in einer Schmiede in Isfahan, als junger Mann entwickelt er AEG-Transistoren im Murrtaal. Dann folgt er dem Ruf des Schahs an die Teheraner Universität, später wird er Professor in Esslingen. Das Leben des Haybatolah Khakzar. Von Kata Kottra

Über Haybatolah Khakzar liegen sich viele Geschichten erzählen. Die Geschichte eines jungen Iraners etwa, der in den 50er Jahren aus Isfahan nach Stuttgart kommt und sein Herz an eine Schwäbin verliert. Oder die Geschichte eines Jungen, der nie zur Schule gehen sollte und es doch zum Universitätsrektor brachte. Oder die Geschichte eines Wissenschaftlers, der Demokratie für sein Land wollte und sich dennoch mit einem diktatorischen Regime arrangierte.

Vielleicht beginnt man am besten mit der Liebesgeschichte, die im Frühling 1951 begann und bis heute dauert. In der geräumigen Cannstatter Wohnung von Haybatolah Khakzar steht im Flur eine Marienfigur, auf dem Boden liegt ein muslimischer Gebetsteppich. Zum Kaffee hat seine Frau Helga Brezeln mitgebracht, ihr Mann stellt persische Süßigkeiten auf den Tisch. Wenig überraschend, dass die Gedichtsammlung „West-östlicher Divan“, zu der sich Goethe vom persischen Poeten Hafis inspirieren ließ, zu Khakzars Lieblingslektüre gehört.

Der 80-Jährige trägt Anzug und Kravatte. Sein Hörgerät verrät sein Alter, doch seine Haltung ist aufrecht, seine Erinnerung ungetrübt, seine Freude am Scherzen ungebrochen. Seine vier Jahre jüngere Frau ist eine elegante ältere Dame, sie trägt einen karierten Blazer im Chanel-Stil, Perlenohrringe und um den Hals eine goldene Kette mit Herzchenanhänger. Wenn sie „Iran“ sagt, betont sie es schwäbisch, auf der ersten Silbe. Den gemeinsamen Familiennamen spricht sie „Kak-zar“ aus, während ihr Mann auf „Chhak-sar“ besteht. Wenn sie die Geschichte ihrer Liebe erzählen, fallen sie sich manchmal ins Wort oder beenden die Sätze des anderen. Sie kennen sich seit 60 Jahren.

1951 kommt Haybatolah Khakzar nach Stuttgart. Seine Vermieterin mag den jungen Studenten, findet seine Umgangsformen aber noch verbesserungswürdig – und empfiehlt ihm einen Tanzkurs. Für eine Partnerin hat die umtriebige Zimmerwirtin auch schon gesorgt: Ihre Nichte, die 17-jährige Helga Kiesel, reicht dem Iraner beim Wiener Walzer die Hand.

Ausländer sieht man in Stuttgart damals noch selten. Haybatolah Khakzar ist groß, eine auffällige Erscheinung mit seinen tippen Locken und der Adlernase. Seine Tanzpartnerin, hübsch und dunkelhaarig, ist als Halbweise bei Mutter und Großmutter aufgewachsen und macht gerade eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester. „Es war keine Liebe auf den ersten Blick“, erinnert sich Helga Khakzar.

## Pfarrer Ensslin traut das Paar

Als es ernst wird zwischen den beiden, bekommt ihre Mutter Angst. „Sie kaufte stapelweise Bücher über Harems“, erzählt Helga Khakzar. „Sie fürchtete, ich könnte ihre einzige Tochter mit in den Iran nehmen“, ergänzt ihr Mann. Doch der Widerstand der Familie, die Helga lieber als Frau eines „anständigen Schwaben“ sähe, lässt sie nur umso trotzig zu ihrem Haybatolah halten. Nach siebenjähriger Bekanntschaft heiraten sie. Weil eine kirchliche Hochzeit zwischen einem Moslem und einer Katholikin ausgeschlossen ist, segnet der evangelische Pfarrer von Cannstatt das Paar bei einer privaten Zeremonie. Sein Name: Helmut Ensslin, der Vater von Gudrun Ensslin.

Mehr als fünfzig Jahre sind seit der Trauung vergangen. Auf dem Kamin der Khakzars steht inzwischen eine lange Reihe von Fotografien: Sie zeigen vier Kinder und elf Enkel. Sohn Karim leitete die Fachhochschule in Pfulda, Tochter Jasmin arbeitete auf einer norwegischen Bohrplattform, erzählt Haybatolah Khakzar stolz.

Sie hat wie ihr Vater mussten seine Kinder nicht für ihren beruflichen Erfolg kämpfen: 1930 wird Haybatolah Khakzar in der

iranischen Stadt Isfahan geboren. Sein Vater ist Sufi, ein muslimischer Mystiker. Seinen Sohn nennt er Haybatolah – „die Majestät Gottes“. Mit sieben Jahren steht der Junge am Blasebalg in der Schmiede seines Vaters. Nachmittags verkauft er die hergestellten Metallzangen an Opiumraucher: die halten damit die glühende Kohle, mit der sie die Droge erhitzen. Für die Schule bleibt keine Zeit. Als Haybatolah acht Jahre alt ist, zieht die Familie in die Erdölstadt Masjed-Soleiman. Dort kann der Junge endlich die Schule besuchen. Seinen Rückstand holt er mit Hilfe seiner Schwester rasant auf. Am Ende seiner Grundschulzeit ist er der Klassenbeste.

Sein Vater hingegen verliert sich immer mehr im Koranstudium, in der Werkstatt arbeitet er immer weniger. Haybatolah muss sich durchkämpfen: Das Schulgeld verdient er sich mit Nachhilfestunden für reiche Mitschüler. Noch heute erinnert er sich, wie sie ihm von den Dienern Reis und Hühnchen servieren ließen, in Haybatolahs Familie eine seltene Köstlichkeit.

## Er organisiert den „Ball der Nationen“

Nach dem Abitur bewirbt sich der damals 20-Jährige erfolgreich für ein Stipendium, das begabten Schulabgängern ein Studium in England ermöglichen soll. Doch weil die iranische Regierung die mächtige anglo-iranische Ölgesellschaft verstaatlichen will, sind die Beziehungen zu England angespannt. Deshalb schickt man Khakzar nach Deutschland. Nach einer viertägigen Reise kommt er in Stuttgart an.

Khakzar beginnt, Elektrotechnik zu studieren und zieht ins neu gebaute Max-Kade-Wohnheim. Viele Austauschstudenten wohnen dort, doch mit ihren deutschen Kommilitonen haben sie wenig Kontakt. Der Iraner will das ändern. Seine Idee: ein „Ball der Nationen“. Damit begründet er eine Stuttgarter Tradition, das Fest wird bis heute jährlich zur Fasnetzeit begangen.

In der Universität nimmt der renommierte Physiker Richard Feldtkeller den hochbegabten Haybatolah Khakzar unter seine Fittiche und besorgt ihm eine Stelle als Hilfswissenschaftler. „Zum ersten Mal sah ich einen Kondensator, eine Spule, einen Widerstand, eine Röhre“, sagt Khakzar. 1959 promoviert er, danach entwickelt er bei AEG-Telefunken in Backnang Transistoren, seinerzeit der letzte Schrei auf dem Gebiet der Nachrichtentechnik.

Doch dann ruft ihn die Heimat zurück. In Teheran soll eine neue Eliteuniversität aufgebaut werden, und Haybatolah Khakzar soll dort lehren. Aber er zögert zu nächst: er hat inzwischen drei kleine Kinder, einen guten Job und ein Haus in Cannstatt. Schließlich geht er doch, die Familie kommt ein Jahr später nach. Zwölf Jahre lang arbeitet Khakzar an iranischen Universitäten. Erst nach der islamischen Revolution verlässt er 1979 das Land und wird Professor an der Esslinger Hochschule. Heute, mit 80 Jahren und lange nach seiner Emigration, betreut Khakzar immer noch einen Masterkurs an der Technischen Akademie in Esslingen. Besonders stolz ist er darauf, dass er schon in den 80er Jahren internationale Abschlüsse wie Master und Bachelor für Ingenieure gefordert hat.

Ob er auch auf die Jahre stolz ist, in denen er als Rektor vier Jahre lang die Teheraner Universität für Wissenschaft und Technik leitete? Schließlich regierte damals der Despot Schah Mohammed Reza Pahlawi den Iran. Die Urkunde, mit der er im Jahr 1975 Haybatolah Khakzar zum Rektor ernannte, hängt bis heute über dem Schreibtisch des emeritierten Wissenschaftlers. Durch seine Ernennung wird Khakzar Teil der iranischen Gesellschaftselite, mehrmals im Jahr lädt der Schah ihn in seinen Palast ein. Bilder in Khakzars Fotoalbum zeigen ihn beim Neujahrsempfang im Talar des Universitätsrektors. Auf ei-



Haybatolah und Helga Khakzar in ihrer Cannstatter Wohnung. Die beiden kennen sich seit 60 Jahren.

Foto, Repros: Gottfried Stoppel



Als Student (rechts) bei Kommilitonen im Stuttgarter Max-Kade-Wohnheim



Das junge Paar beim Walzer

„Vielleicht war es ein Fehler, die Stelle des Rektors anzunehmen.“

Unter dem Schah zählt Khakzar zur Elite.

nem Bild verbeugt er sich tief vor dem Herrscher. Seine Studenten hätten ihm verübelt, dass er die Stelle als Rektor annahm, schreibt der Wissenschaftler in seiner Autobiografie. Sie hätten ihm vorgeworfen, die Fronten wechseln und ihm außerdem „die schlimmsten Briefe voll von schlimmsten Beleidigungen“ geschrieben.

Dabei ist Khakzar als Student ein Schaggeger: Als der iranische Ministerpräsident Mohammed Mossadegh 1953 abgesetzt wird, weil er die Ölindustrie verstaatlichen will und dem Schah zu mächtig geworden ist, beteiligt sich Khakzar aus Protest an der Besetzung der iranischen Botschaft in Stuttgart – und kommt auf die Liste des berüchtigten Geheimdienstes Savak.

„Wer mit zwanzig kein Revolutionär ist, hat kein Herz, wer mit vierzig immer noch

Revolutionär ist, hat keinen Verstand“, verteidigt sich Khakzar später vor einem Studenten. Dass Schah Reza Pahlawi Schulen und Universitäten gründen ließ, rechnet Haybatolah Khakzar ihm zwar hoch an. „Aber vielleicht war es ein Fehler, die Stelle des Rektors anzunehmen“, sagt er heute.

Als 1979 die Revolution den Schah hinwegfegt, hofft er auf eine bessere Zukunft für sein Land. „Aber Khomeini hat den Iranern keine Freiheit und keine Gerechtigkeit gebracht.“ Wenn heute im Iran oder in den arabischen Ländern wieder Menschen auf die Straße gehen, verfolgt Haybatolah Khakzar die Ereignisse wieder mit viel Hoffnung – aber nur noch vor dem Fernseher. Ob sich ihre Träume von Freiheit und Gerechtigkeit erfüllen werden? Diese Geschichte müssen andere erzählen.